

# Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 18. Oktober 1931.

## Der Affe.

Ein moralisches Märchen von Franz Herzog.

In unserer Stadt wohnte einmal eine Witwe, die ein kleines Söhnchen, namens Gsurka, hatte. Die Witwe gab dem Buben eines Tages ein Zwanzighellerstück und schickte ihn damit zum Kaufmann um Käse. Unterwegs spielte Gsurka mit dem Geldstück, er warf es in die Höhe und fing es wieder auf, aber einmal fiel es zu Boden, rollte auf dem Pflaster dahin und verschwand durch das Loch eines Kanalgitters.

Der Knabe erschrak heftig und begann bitterlich zu weinen.

Ein Polizist kam des Weges.

„Warum weinst du?“ fragte er den Jungen.

Gsurka klagte ihm, daß ihm sein Zwanzighellerstück in den Kanal gefallen sei.

„Wenn es sonst nichts ist, diesem Übel kann leicht abgeholfen werden“, sagte der Polizist.

Damit nahm er Gsurka bei der Hand und führte ihn mit. Sie gingen sehr lange, durch enge, schmale Gassen und traten schließlich durch das Tor eines alten großen Hauses. Der dunkle, geräumige Hof war mit Kisten und Fässern angefüllt. Am Ende des Hofes befand sich eine eiserne Tür. Der Polizist öffnete die Tür und sprach zu dem kleinen Jungen:

„In diesem Lagerraum findet sich alles vor, was die Menschen verlieren. Ein blinder alter Mann bewacht die Sachen; er wird dir deine zwanzig Heller zurückgeben.“

Der Polizist entfernte sich, Gsurka aber trat in den Lagerraum. Er gelangte in einen sehr langen, dunklen Saal. Schwarze Pfosten stützten das Holgerüst des Saales. Entlang der abgehängenen Wände lagen haufenweise die vielen verlorenen Gegenstände: Regenschirme, Stöcke und Überzüge, — lauter Dinge, die irgendwo vergessen worden waren. Dann vom Sturm entführte Hüte. Auf langen Tischen aber lagen Uhren und Schmucksachen.

An jedem Gegenstand war ein Zettel befestigt, darauf stand der Name des Eigentümers.

Gsurka fand im ersten Saal nicht eine einzige lebende Seele vor und er trat in den zweiten Raum. Dort gab es eine Unmenge in Verlust geratener Hunde und Katzen, sogar auch einige Pferde befanden sich dort. Am Ende des Saales saßen sogar einige verloren gegangene kleine Kinder beisammen. Ein jedes hatte einen Zettel mit dem Namen seiner Mutter um den Hals. Sie hielten still auf dem Fußboden und blickten mit ihren großen Augen ernst auf Gsurka.

Der dritte Saal war angefüllt mit Spielsachen, die von den Kindern verstreut worden waren. Es gab dort ungeheuer viel Bälle, Trompeten, Puppen und Sandformen. Gsurka betrachtete neugierig die begehrten Gegenstände. Ein faulstüßiger Affe aus Berg gestiel ihm ganz besonders. Der Affe konnte die vier Füße bewegen, er hatte rote Augen und fleucht ganz sonderbar die Zähne. Am den Hals trug er einen Zettel, darauf stand der Name seines Eigentümers: Palko Jarago. Während Gsurka noch den Affen betrachtete, vernahm er aus der Ecke ein Husten. Bei einem kleinen eisernen Ofen saß ein alter Mann mit einem langen weißen Bart. Die Augen verdeckte ein grüner Schirm. Er rauchte und blies blaue Wölkchen in die Luft.

Der kleine Junge trat auf ihn zu, küßte artig die Wange und sagte, er sei um seine zwanzig Heller gekommen.

„Gehe in das vierte Zimmer und suche sie“, erwiderte der alte Mann.

Im vierten Saal wurde das verlorene Geld aufbewahrt. Auf langen Tischen standen irdene Teller, in dem einen Teller waren lauter Banknoten, im zweiten das Gold und im dritten das Silbergeld, dann gab es noch Teller mit Nickel- und mit Kupfergeld.

Gsurka fand endlich seine zwanzig Heller. Im Teller befand sich ein Zettel mit folgender Aufschrift: „Die zwanzig Heller des Gsurka.“

„Hast du sie gefunden?“ fragte der alte Mann.

„Ja“, entgegnete Gsurka.

„Nimm sie und laufe dafür den Käse.“

Gsurka dankte dem Alten für seine Freundlichkeit und ging. Als er an dem kleinen aus Berg verfertigten Affen vorbeikam, blieb er für einen Augenblick stehen.

„Es wäre gut, wenn der Affe mir gehören würde“, dachte er bei sich im stillen. „Ich könnte ihn sogar mitnehmen. Palko Jarago denkt vielleicht schon gar nicht mehr an ihn, der Alte aber sieht nicht hierher.“

Er blickte hinüber zu dem Alten. Dieser rauchte in der dunklen Ecke friedlich seine Pfeife. Gsurka schlich sich auf den Fuß gehen zu dem Regal, kloppte den kleinen Affen unter seinen Rock und eilte pochenden Herzens aus dem Lagerraum hinaus.

Seiner Mutter sagte er, er habe den Affen auf der Straße gefunden. Bis zum Abendessen spielte er fröhlich mit ihm, dann nahm er ihn zu sich ins Bett und schlief ein.

Als er am nächsten Morgen erwachte, erlebte er eine sonderbare Überraschung. Der Affe, der gestern noch kaum größer als eine Faust gewesen, war über Nacht doppelt so groß geworden. Gsurka erschrak sehr, denn er hatte bisher noch niemals gehört, daß Affen aus Berg zu wachsen pflegen.

Er mußte jedoch in die Schule gehen und als er am

Abend den Affen wieder hervorholte um mit ihm zu spielen, erschrak er entsetzt zurück. Der Affe war jetzt schon so groß, wie ein kleines Kind. Gsurka packte mit zitternden Händen das sonderbare Spielzeug und trug es in die finstere Kammer, damit seine Mutter es nicht sehe. In dieser Kammer wurden verschiedene alte Sachen aufbewahrt und die Mutter kam nur selten dorthin. Der Knabe stopfte den Affen hinter den Kasten und deckte ihn noch außerdem mit alten Zeitungen zu.

Er wollte schon nie mehr mit ihm spielen. Am Abend aber kam etwas anders als zu Bett gebracht wurde, konnte er lange Zeit nicht einschlafen. Er überlegte, wie er den Affen loswerden könne. Er glaubte, es wäre das Beste, ihn am nächsten Tag insgeheim aus dem Haus zu tragen und auf der Straße wegzuworfen.

Am nächsten Tag konnte er kaum erwarten, daß der

Unterricht zu Ende sei.

Seine Mutter war nicht daheim und er allein in der Wohnung. Laut klopfenden Herzens trat er zur finsternen

Kammer, öffnete die Tür und steckte vorsichtig den Kopf hinein.

Er sah etwas Entsetzliches! Der Affe war hinter dem Kasten hervorgewachsen. Er war so groß, wie ein erwachsener Mensch. Sein Kopf blickte vom Kasten herunter, seine zwei roten Augen blickten heimtückisch auf Gsurka, das breite Maul aber grinste böse.

Am dritten Tage wagte Gsurka schon überhaupt nicht mehr in die Kammer zu schauen. Am vierten Tag aber schickte ihn seine Mutter in die Kammer:

„Geh, Gsurka, bringe mir die alte weiße Schachtel, ich brauche sie.“

Das Ungeheuer war wieder riesig gewachsen. Seine zwei behaarten Arme waren so lang, daß es mit ihnen den ganzen Kasten umfaßte. Es saß mit gespielten Zähnen zwischen dem Kasten und der Mauer eingezwängt, seine Augen aber glühten in einem roten Feuer.

Gsurka getraute sich nicht, seiner Mutter von dem Affen zu erzählen, aber er war sehr bleich und er klapperte vor Angst mit den Zähnen so sehr, daß seine Mutter glaubte, er sei krank und sie brachte ihn zu Bett.

Es verging eine Woche. Der Affe wuchs von Tag zu Tag. Am Ende der Woche füllte er bereits die ganze Kammer aus. Er hockte im Dunkel, hielt den Kopf — so groß wie ein Faß — auf die Brust gekippt, seine Augen aber hatten die Größe von Tellern und seine riesigen Arme reichten bereits bis an die Tür der Kammer.

Gsurka jedoch lag krank im allerleichten Zimmer und dachte beständig daran, was geschehen wird, wenn seine Mutter eines Tages in die Kammer gehen und sein schreckliches Geheimnis erfahren wird. Zu sprechen wagte er aber auch jetzt nicht davon.

Da erblickte er eines Tages am Heimweg aus der Schule

auf der Straße einen kleinen Knaben, der einem zweiten Jungen nachlief und diesen beim Namen rief:

„Palko Jarago!“ rief er, „warte auf mich!“

„Palko Jarago? So heißt doch der Eigentümer meines Affen?“ dachte Gsurka bei sich.

Er eilte den beiden Knaben nach und hatte sie auch alsbald eingeholt.

„Wer von euch heißt Palko Jarago?“ fragte er.

„Ich!“ erwiderte ein blondköpfiger Junge.

„Hast du nicht etwa einen aus Berg verfertigten Affen verloren?“ fragte Gsurka weiter.

Die Augen des blondköpfigen Knaben leuchteten plötzlich auf.

„O doch, vor zwei Wochen! Es war ein sehr schöner kleiner Affe.“

„Hast du ihn vielleicht gefunden?“

„Ja, und wenn du mit mir kommst, gebe ich ihn dir zurück.“

Gsurka führte den Blondkopf in die Wohnung seiner Mutter.

„Er ist dort drinnen!“ sagte er, auf die Tür der Kammer deutend.

„Bringe ihn heraus!“ sagte der Blondkopf.

Gsurka öffnete ängstlich die Tür. Die Kammer war leer. Er trat vorsichtig zur Ecke. Hinter dem Kasten fand er einen Haufen Zeitungspapiere und unter diesen lag der kleine Affe aus Berg. Er war wieder nur mehr so groß wie eine Faust.

Gsurka überreichte Palko Jarago das Spielzeug. Der Knabe schrie vor Freude auf.

„Ich danke dir vielmals!“ sagte er und lief mit dem Affen unter dem Arm davon.

Gsurka Mutter kam erst gegen Abend heim. Als sie ihren Buben erblickte, streichelte sie ihm das Gesicht und sagte lächelnd:

„Gottlob, du siehst nun wieder ganz gesund aus! Und ich hatte schon so große Angst um dich!“

(Berechtigte Übersetzung aus dem Ungarischen von

Grete Neufeld.)

## Die Welt der Frau.

### Frauen, die wirklich „die Erste und Einzige“ sind ...

Von Elsie Tschauer.

Auch eine Sensation ist nur relativ.

Frauenberufe, die man noch gestern für unmöglich hielt, z. B. die Fliegerin, die Rennfahrerin, haben das Außergewöhnliche an sich schon eingebüßt, und müssen erst wieder durch besondere Leistungen zur Sensation gesteigert werden. Und doch gibt es auch heute einige Frauen, denen ihre Tätigkeit allein eine besondere Beachtung zu verschaffen vermag: sie sind die ersten und einzigen weiblichen Vertreterinnen ihres Berufes.

In Dahlem, dem Dorado der Wissenschaft, arbeitet Dr. med. Anna Blum, Deutschlands erste und einzige Versuchsforscherin, der erst jüngst, am Leibniztag, die Preussische Akademie der Wissenschaften für ihre hervorragenden Leistungen auf diesem Gebiet die silberne Leibnizmedaille verliehen hat. Eine zierliche alte Dame, deren Lebhaftigkeit und Frische ihren 70 Jahren hohen spricht. Sie ist in Konstantinopel geboren, hat in Zürich studiert und promoviert, da beides für Frauen damals in Deutschland noch nicht möglich war, und nach einer Volontärszeit in Wien und München, 1890 das Wagnis unternommen, sich gemeinsam mit den beiden ersten deutschen Ärztinnen, Dr. Emilie Lehmann und Dr. Franziska Tiburtius, als Frauenärztin niederzulassen. Ihre ausgeprägte Mütterlichkeit ließ sie von je an eine Sondermission des weiblichen Arztes glauben. Sie sah sich zunächst auf dem Gebiet der Sozialhygiene, wurde Mitbegründerin der „Gesellschaft für Rassenhygiene“ und Mitherausgeberin des „Archivs für Rassenhygiene“. Später zwang sie ein schweres Ohrenleiden die Praxis aufzugeben; sie wandte sich ganz der Berberungsphysiologie zu, und hat seither eine aufsehenerregende Arbeit veröffentlicht, mit der die seit Jahren in Fachkreisen heiß umstrittene Frage der Erblichkeit von Alkoholschäden als bewiesen angesehen werden darf. Fünf Jahre haben ihre Versuche dazu gedauert; an 32.000 Mäusen, von denen manche mit dem Flügzeug zur Beobachtung bis nach Kopenhagen gingen, und von denen sie einige bis in die 8. und 10. Generation beobachtete, hat sie ihr Forschungsergebnis erprobt und studiert. Ihr kleines Arbeitszimmer im Biologischen Institut, dem sie allen strengsachlichen Wertgegenständen und -tischen zum Trotz mit ein paar Blumen, Bildern, bunten Wollfäden etwas so zauberhaft Gemütliches lieh, wird deshalb nur noch das „Mausoleum“ genannt.

Die erste weibliche Koryphäe auf anderem Wissenschaftsgebiet, der Tuberkuloseforschung, ist Lydia Rabino-witsch-Kempner, seit Jahren Direktorin des Bakteriologischen Institutes am Krankenhaus Moabit. Sie erhielt als erste Frau in Preußen 1912 den Professortitel, nachdem sie schon viel früher als Professorin für Bakteriologie an die älteste amerikanische Frauenuniversität in Philadelphia geholt worden war. Lange war sie die einzige weibliche Mitarbeiterin Robert Kochs am Institut für Infektionskrankheiten in Berlin und später am Bakteriologischen Institut der Charité. Forschungsergebnisse führten sie weit über die Welt. Sie lebt ihrer Wissenschaft und ihren — drei Kindern, ein glänzendes Beispiel, daß sich Beruf, Ehe und Mutterschaft wohl vereinen lassen, wenn nur die richtige Frau es unternimmt.

Auch auf dem Gebiete der Krebsforschung existiert eine „Erste und Einzige“: Professor Dr. Rhoda Erdmann, Leiterin des Universitätsinstitutes für experimentelle Zellforschung, Privatdozentin der Medizinischen Fakultät und

beamteter Professor. Bis ins erste Kriegsjahr las sie an der Yale-Universität in New York.

Noch nie jedoch hat eine Frau ein so hohes Ziel „vor Augen gehabt“ wie Dr. Margarethe Güssow, der erste weibliche Astronom. Es sind ernste und kluge Augen, in einem stillen, klaren Gesicht, in das Not und Kampf lesbare Spuren zeichneten. Sie hatte es sehr schwer, sich durchzusetzen. Wirtschaftlicher Not zum Trotz ihren Lieblingsschulung von Kindheit an zu verwirklichen, diesen Beruf zu erreichen, der vielleicht „seinen Mann ernährt“, aber nie eine Frau, wie man der jungen Studentin der Mathematik, Physik, Astronomie immer wieder versichert. Sie werde „in den Mond gucken“, aber nicht in die Sterne ... Und sie hat es doch geschafft. Seit drei Jahren arbeitet sie als wissenschaftliche Assistentin an der Sternwarte Neubabelsberg.

In genau entgegengesetzter Richtung führte Interesse, Streben und Studium von Dr. Lotte Möller, der ersten Tiefseeforscherin, Privatdozentin und Assistentin am Institut für Meeresforschung. Auch für sie — wie für fast alle diese bahnbrechenden Frauen — war der Weg in das von ihnen gewählte Studium mit unzähligen Hindernissen verbaut. Er mußte, den Eltern zuliebe, über das Lehrentinnen-Examen führen. Und so kommt es, daß Dr. Möller auch Studienrätin ist, wenn auch einstweilen beurlaubt. Aller Reklame, allem Aufsehen abhold, ist sie ganz in ihre Tätigkeit „versunken“.

Und gleicht in dieser Beziehung der schlanken, blonden, flügelbüchlerischen Fliegerin und Diplom-Ingenieurin Rositta Schiller, wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt, Aerodynamische Abteilung, wo sie besonders Propellerfragen und allgemeine aerodynamische Probleme zu lösen versucht, und so die ersten Schritte zur künftigen Flugzeugkonstrukteurin verwirklicht.

Der erste weibliche Diplom-Ingenieur auf dem Gebiete der Hochspannungstechnik ist Erna Ossanna, die lange Zeit als Berechnungsingenieur bei Siemens und Schudert tätig war. Ihr Heide die Liebe zur Welt der Maschinen wohl im Blut, — sie ist die Tochter von Geheimrat Professor Dr. Ossanna an der Technischen Hochschule München.

Die Zeiten ändern sich! Früher steuerte eine Frau höchstens ihr Lebensschifflein und auch das meist sehr rasch in den ruhigen Hafen der Ehe, heute steuert sie Auto und Flugzeug, und eine hat sich auch mit diesem Griff in das „Rad der Zeit“ nicht zufrieden gegeben, sondern will es mutig und zuversichtlich — und das mit vollem Recht — versuchen, auch andere darin zu unterweisen: Eva Liebert, die man später einmal die „älteste“ deutsche Fahrlehrerin nennen wird. Heute ist sie der reizendste und charmanteste Fahrlehrer, der je diese Prüfung bestand, jung, hübsch, aparteste Mischung von Sportgirl, Dame, Berufsmensch, Mutter, über ihr Schönlächeln genau so stolz und glücklich wie über das neu erworbene Amtspapier. Bisher einer Betriebsfahrtschule angehörig, mit dem sehnlichen Wunsch nach einem eigenen Lehrwagen mit 10 PS und Doppelbremse (laut Bestimmung).

Unter den vielen Premieren, die die USA in ihrer Kulturfilm-Abteilung bereits herausgebracht hat, ist ebenfalls ein Frauenberuf: die erste Mikro-Operateurin, vertreten durch Elsie Wüch, wohl die erste Filmoperateurin überhaupt. Sie ist im Vettehaus zur technischen Assistentin ausgebildet worden, war während des Krieges zwei Jahre „Draußen“, im Westen, Valenciennes, Brüssel, als Laborantin, u. a. von Stadtmedizinalrat Dr. Origalotti, mußte einer Typhuserkrankung durch Vabrorinfektion wegen zurück und ist nun seit 1923 bei der USA. Eine ganze Reihe von Kulturfilmen ist bereits unter ihrer Mitarbeit entstanden, sie hat



Expeditionen nach Helgoland, Messina usw. begleitet und ist im Augenblick an einem neuen Teichfilm sehr beschäftigt. Er soll die Geheimnisse der Teichwelt enthüllen, und es gibt sehr, sehr viel Arbeit dabei.

Aber nur, weil sie Arbeit, Mühen, Hindernisse nicht scheuten, konnten alle diese Frauen so erfolgreich ihre neuen Berufe starten. Ihre Nachfolgerinnen werden es leichter haben. Sie werden ja sicher Nachfolgerinnen finden. Denn es gibt viele Frauen, die einmal „die Erste“ waren, — aber nur sehr wenige, die auch — „die Einzige“ geblieben sind.

## Wandlungen der Bluse.

Als wir im Frühjahr die Bluse wieder in den Modestuden durften, versprachen wir uns von dieser sogenannten Neuerung hübsche und kleidsame Effekte. Aber wir hatten die Rechnung ohne die Figur gemacht! Früher, als man noch Rücksicht zu den Selbstverständlichkeiten des Anzuges zählte, ließ sich die Taille immer nach der jeweiligen Weite des Kleides regulieren. Aber heute tragen wir nur höchstens ein Leibchen, das die Figur nicht ändert, sondern sie nur strafft und stützt. Dadurch haben wir zwar eine natürliche, aber keine immer moderne Figur. Vers gut mit seiner Ge-



Oben: Kasack mit Stehragen aus Brosat oder gemusterter Seide.

Links: Schößchenbluse aus Krepp-Satin mit Spitzenrüschen.

Rechts: Längere Kasack aus schwarzem Samt mit hellem Georgetteauspug.

undheit meint, verzichtet deshalb auch weiter auf ein Korsett und auf die in den Modestuden zu stehende Bluse, bei der die Taille mit einem wenig schmeichelnden Gürtel zu umschließen wäre, und trägt wieder die hüftlange oder längere Kasack.

Bei der Kasack gibt es diesmal drei Arten. Die erste hat ein handbreites Schößchen, das je nach Wunsch glatt, etwas rundgeschnitten oder leicht gerieft fällt. Man wählt zu dieser Blusenart am liebsten dunkle und seidene Stoffe, die im Gewebe so dicht sind, daß sie die Unterleibung nicht durchschemmeln lassen. Denn die Bluse soll ja als Ganzes wirken und nicht als Notbehelf, weil man vielleicht einen älteren Kasack auftragen möchte. Man tut es natürlich, aber man soll es doch nicht merken! Die Farbe muß deshalb so gewählt werden, daß sie von der Haut und eventuell auch von der Mantel- oder Rockfarbe nicht direkt abweicht. Es ist nicht nötig, sie im gleichen Farbton zu halten, doch läßt sich z. B. das sehr geschätzte und kleidsame Rosa nur verwenden, wenn man dazu einen braunen oder blauen Kasack und einen braunen oder blauen Mantel besitzt.

Neu an der Bluse sind Raglan-Ärmel, die die Schultern verbreitern und die Hüften schmaler erscheinen lassen. Sie lassen sich an einfarbigen Seidentoffen einfach mit der Maschine, origineller mit handgewirktem Schmalum und an einer sehr repräsentativen Bluse mit schmalem Maschin- oder Häuteleinfaß befestigen.

Sehr modern sind Kasack-Blusen mit hüftlangem Schößchen und einem kleinen Stehragen aus Brosat oder brosatähnlicher gemusterter oder bestickter Seide. Die langen Ärmel sind unten weit.

Die dritte, weit über die Hüften reichende Kasack arbeitet man am besten aus dunkler Seide oder aus Samt. Sie ist in den Hüften tailliert, an den Seiten rundgeschnitten, und sie hat, zur Betonung der schlanken Modeform, enge und lange Ärmel. Am schönsten und elegantesten sieht zu ihr ein handgearbeiteter Spitzenragen aus, aber auch heller Georgette, rund plissiert, in Verbindung mit kleinen Japottipfeln am vorderen, geknöpften Schluß, kann als schick gelten.

## Rückkehr zur Dame.

### Die neue Pinte der Frau.

Als die ersten Federhütchen in den Modestudien und auf Modestudien auftauchten, haben die Frauen den Kopf geschüttelt: Was soll diese Farce? Wie reimt sich das zusammen — die energiegeladene arbeitende Frau im Lebenskampf, die Frau, die alle Lasten und Leiden dieser sturmbelegten Zeiten tragen und durchschreiten muß — und diese Federhütchen, neidisch, spielerisch, kokett? Wie sollen wir, gewöhnt uns sächlich zu kleiden, jetzt auf einmal uns mit einer Mode abfinden, die lebhaft an die Vorkriegsjahre erinnert?

Die Tendenz der Mode, sich wieder einer gewissen Romantik zuzuwenden, hat sich bereits in den letzten zwei Jahren angedeutet. Mit dem Vangerwerden der Kleider begann es. Wolants, wehende Schleifen und Tücher halfen eine Bewegung fördern, die die — vielleicht teilweise übertriebene — Strenge und Sachlichkeit der Frau zunächst zu mildern suchte.

Die Hutmode dieser Saison hat sozusagen den Punkt auf das i gesetzt. Wir stehen am Abbruch einer Modeentwicklung. Was steht in dieser Richtung noch weiter gesehen kann, wird möglicherweise schon wieder ins Extreme gehen und grotesk wirken.

Das Abendkleid schleppt bereits am Boden. Der lang fliegende Rock einerseits steht bereits das Taillenkleid mit weitem Rock gegenüber. Ein Schritt noch und die Zeit der Großkragen scheint wiederzukehren. Die Federmode vervoll-

ständigt also nur jene neue Pinte, an die wir uns langsam gewöhnt haben.

Aber es ist nicht allein das modische Gesicht der Frau, das sich in so grundlegender Weise gewandelt hat. Hand in Hand mit dieser Entwicklung ist auch eine Lebenswandlung gegangen — kaum wahrnehmbar vielleicht für den einzelnen und dennoch in ihrer Auswirkung unverkennbar. Das Girl ist schon seit langem tot. Frisiert es in Amerika noch sein teilweise anerkanntes Dasein, so hat sich die Girlbewegung im alten Europa bereits seit langem aufgelöst. Heute hat die Frau ein zwiespältiges Gesicht, in modischer wie in geistiger Beziehung. Sehen wir am Tage noch immer die Frau, die tatkräftig das Leben meistert, die neue Hausfrau mit ihren beruflichen und schweren Pflichten einerseits, die im Berufsleben schaffende und um Vortwärtigkeiten ringende Frau andererseits, so zeigt das gesellschaftliche Leben die Frau, wie die Entwicklung der letzten Jahre sie schuf: elegant, weiblich, mit jenem Charme und Schick der Dame, der eine zeitlang völlig verloren gegangen schien. Eine verhältnismäßig kurze Zeit hat ein harmonisches Ganzes geschaffen: die Frau wie sie der Mann erträumt, im wehenden, fließenden Gewande, liebreizend und ein klein wenig kokett — die Frau, die darüber hinaus nicht nur hohle Puppe ist, sondern das Leben mit fester Hand zu meistern weiß, die in Pflichterfüllung und produktivem Schaffen sich die Anerkennung des Mannes zu sichern versteht...

Lore Engelhardt.

## Die Frau „drüben.“

„Bitte, geben Sie mir ein Kleider-Abonnement!“

In Amerika macht das „Modellverleihhaus“ gute Geschäfte.

In New York sind die Kleider teuer — und man verlangt von der Amerikanerin, mehr als von der Europäerin, daß sie immer gut angezogen ist. Gut angezogen sein aber bedeutet, kein Kleid öfter zu tragen, als höchstens zweimal. Die Kreditwürdigkeit des Mannes wird nach dem Anzug der Frau beurteilt! Wie macht es also die Amerikanerin, daß sie den strengen Gesetzen der Mode folgt, ohne ihre Finanzen allzu sehr in Unordnung zu bringen?

„Ach, die Sache ist ganz einfach: man nimmt sich ein Kleider-Abonnement!“

Ich bin zu einem Ball eingeladen — und ich habe nichts anzuziehen. Es ist unmöglich, daß ich das blaue Georgettekleid, das ich schon zur Premiere in der Metropolitan trug, noch einmal anziehe. Ich frage meine Freundin Mary um Rat. „Für Dich kommt nur Mrs. Helling in Frage!“

„Eine neue Schneiderin? Du weißt Mary, mein Geld ist knapp...“

„Keine Spur, Mrs. Helling leiht Dir ein Kleid — ein Modell — so schön, wie Du es nur haben willst!“

Aber ich kenne die Dame doch gar nicht — und dann, ich trage keine geliehenen Kleider!“

Mary würdigt mich keiner Antwort mehr, sie nimmt mich einfach in ihrem Wagen mit.

Mrs. Hellingss Wagen liegt in einer der stillen Straßen von Manhattan. Ich schaue über die Menge Wagen, die vor dem Haus parken. „Ja, sie hat eine stattliche Anzahl Kundinnen. Ich muß mein Abonnement auch erneuern lassen!“

Der Fahrstuhl fliegt mit uns die Höhe. Monoton leiert der Ton bei den einzelnen Etagen: Straßenkleidung — Sport — Photographisches Atelier — Gesellschaftskleidung.

Wir steigen aus, als eben zwei Damen den Fahrstuhl betreten, und ich höre noch, wie die eine der Dame, die sie bedient hat, dringend auf die Seele bindet, daß ihr Bild auch bestimmt in der Zeitschrift „Ladies Home“ erscheint.

„Meine Freundin möchte ein sehr schickes, neues Modell.“

„Liste 1?“ „Selbstverständlich!“

Ich frage, was Liste 1 ist, und werde aufgeklärt, daß zu dieser Liste Kleider gehören, die noch niemand vorher getragen hat. Es gibt noch eine Liste 2 und 3, also Kleider, die schon zwei oder drei Menschen vor einem getragen haben, die aber selbstverständlich auch noch ganz tadellos sind.

In den weiten Schränken hängen die kostbarsten Kleider, alle sind aus so feinem Material gearbeitet, daß einem das Herz vor Freude lacht.

„Hier sind die neuesten Modelle, ich lasse sie gleich vorführen!“

Ich greife schüchtern nach einer der Preislisten, die in Brosat gebunden überall herumliegen. „Du brauchst Dich gar nicht zu genieren, es ist hier allgemein üblich, daß Damen der besten Gesellschaft geliehene Kleider tragen!“

„Sag mal, ist das nicht fürchterlich teuer? Dieses Brosatkleid kostet doch mindestens sechshundert Dollars, wenn man es sich in einem Atelier anfertigen läßt!“

„Nehmen Sie ein Abonnement, gnädige Frau“, sagt die Dame, die mich bedient, „für 100 Dollars im Monat können Sie zehn Roben geliehen bekommen, ganz gleich für welche Gelegenheit, auch Straßenkostüme, Sportkleider, Teekleider und Gesellschafts toiletten!“

Hundert Dollars sind nicht so viel Geld, wenn man bedenkt, daß man nun keine Mühe mehr hat, sich Stoffe auszusuchen und stundenlang mit der Schneiderin verhandeln zu müssen.

„Sind die Kleider dann schon einmal getragen?“

„Nein, in diesem Abonnement liefern wir Ihnen nur ganz neue Modelle — außerdem werden dann die von Ihnen getragenen Kleider in New York nicht wieder verliehen, sondern sie wandern in eine unserer anderen Filialen nach Philadelphia oder Chicago!“

Und wenn nun ein Kleid ins Kleid kommt, oder man bleibt mal mit der feinen Spitze irgendwie hängen, — Sie wissen ja, wie leicht einem so etwas passieren kann?“

Die Dame lächelt: „Damit müssen wir ja rechnen, wir werden dann den Schaden wieder reparieren und berechnen das nur zum Selbstkostenpreis. Auch können Sie bei uns eine Versicherung gegen Diebstahl oder Brandschaden eingehen, sie kostet nur einen minimalen Beitrag.“

Ich habe mich für das Brosatkleid entschieden und muß gestehen, daß ich noch nie ein so schönes Kleid getragen habe. Kaufen hätte ich dieses Modell nie können, ich schmücke mich also mit fremden Federn.“

Die Amerikanerin ist praktisch, wenn das Geld zu knapp ist, dann leiht man eben die Kleider, in denen man schön aussteht.

Mrs. Helling hat eine Menge Konkurrentinnen — und ihr Geschäft blüht!

Harriet Lee.

# Der Jugendfreund.

## Heuschrecken ÜBER UNS!

„Alena el-djarab! — Heuschrecken kommen auf uns!“ rief entsetzt ein Karawanengeführter, zwei Kamellängen vor mir, aus. Ich küßte das die entzündeten Augen ein wenig schließende Kopftuch und erschauerte erschreckt vor mir, das ganze Gesichtsfeld einnehmend, die zahllosen schwarzen Punkte in der flimmernden Luft der glühenden mesopotamischen Steppe. Eine Weile noch und wir hörten ein jirpendes Geräusch, nicht lange, und die ersten Vordoten stoben zu uns.



Auf den Jurs „Chill! Chill!“ rufen die Kamelleiter. Ein Heuschreckenschwarm bräut über uns herein.

uns. Dichter und immer dichter wird der ungeheure Schwarm, härter und immer härter das durch Reiben der Hinterextremitäten an den Flügeldecken der Tiere erzeugte Jirpen. Vor mir tappsten vielleicht 800 Dromedare, ein Tier, hinter dem andern, aber ich sehe kaum die Gruppe vor mir, höre kaum den unablässig an die Lasttiere gerichteten Anfeuerungsruß: „Hail! Hail!“ — Nur immer vorwärts! Unsere Tiere, je mit vier Jentnern Salz beladen, beginnen unruhig zu werden, sie stoßen angsterfüllte Gurgelaute aus, beugen um sich, während wir versuchen, sie durch Ferkelstöße und Jurs zu Eile anzutreiben, als ja unsere Wassertränke in der dürrenden Dultstube kaum mehr noch als zur Verteilung einer Abendmahlzeit ausreichten. Ich sehe noch, wie einige Gefährten ihre bunten Tücher an ihre sechs Meter langen Rängen binden, diese schwingen an die Heuschrecken zu vertreiben. Doch vergeblich!

Alle ziehen wir nun unsere Kopftücher tief ins Gesicht und schlagen mit unseren Krummstäben auf die armen verängstigten Tragtiere ein, um aus dem dichten Schwarm herauszukommen.

Mit Ausbietung aller Kräfte kommen wir vielleicht noch tausend, zweitausend Halbschritte vorwärts, selbst die elen, von uns gerittenen Rennkamele brüllen, schlagen mit dem Kopf und verlangamen ihre Schritte. Es war ein entsetzlicher Zustand!

Die Luft verfinsterte sich zusehends, der Ansturm der Heuschrecken, der Widerstand, den ihre dichten Massen unserem Vorwärtstreben entgegensetzten, wurde immer härter, das Brüllen, der durch das Jirpen von Milliarden von Heuschrecken beunruhigten Tiere, wurde immer unerträglich.

„Chill! Chill!“ der an die Kamelle gerichtete Jurs zum Niederhaken kommt endlich zu unserer hintersten Gruppe. Nur zu gern folgen selbst die härtesten Tiere dieser Aufforderung. Auf die intendenden Rennkamele werfen wir eilig unsere Mäntel, Säde, Tücher, haken an ihrem Leib nieder, drehen uns um, lassen die Heuschrecken an unsern Rücken abprallen und schlagen blindlings auf alle in unsere Nähe kommenden Heuschrecken mit Kopftüchern, Säbeln und Keulen mit aller Wucht ein. Es dauerte nicht lange und wir lauerten gleichsam eingemauert da. Die Junge erscheint mir wie ein Fremdkörper im Munde; so leide ich unter dem höllischen Durst! Ich neige mich zu meinem schwarzen glitschigen Jiegenbalge hinab und benehe an einer ledgewordenen Stelle meine Lippen mit der warmen Feuchtigkeit.

Erst als sich bei Sonnenuntergang ein gelinder Luftzug aus der entgegengesetzten Richtung erhob, ließ die Dichtigkeit des Schwarmes nach, das jirpende Geräusch wurde schwächer, es ging nieder und wir konnten endlich unsere Hüften abwerfen. Jeder kleine Halm unserer Umgebung war im Augenblicke von einer Menge der gefräßigen Tiere bedeckt. Etwa daumenlange, bläuhraune Wanderheuschrecken hatten wir vor uns.

Endlich konnten wir auch unsere sich allmählich beruhigenden Dromedare von ihren ungewohnten Decken befreien und an die Tötung der riesenhaften Ausbeute gehen. Vier mächtige Haufen schichteten wir dort auf und bildeten vier Gruppen. Die eine dörnte ihren Anteil auf großen kupfernen Platten, die andere briet ihn mit Kamelbutter in den Reifeleffeln, die dritte bevorzugte ihn in Salzwasser gelocht, andere wiederum schmelzten längst im Genuße von Frischfleisch. Die eben auf den Platten gedörrten Tierleiber wurden im Mörser zerstoßen, um das gewonnene Pulver zu einem dicken Teige anzurühren, zu kleinen Kuchen zu formen und auf den Platten zu backen.

Dem übrigen Frischfleisch vermochte ich beim besten Willen keinen rechten Geschmack abzugewinnen, die gelochten Tierleiber erinnerten mich an Krabbenfleisch, während mir der Genuß von Heuschreckenbraten nach der langen entbehrungsreichen Wüstenreise, auf der wir uns nur Reis, der mit tanziger Kamelbutter gesetzt wurde, aufstischen konnten, etwa beschweißendes Bratbrot vortäuschte. Nur schade, ein tüchtler Trunk klaren Wassers fehlte!

So verschaffte uns der greuliche Überfall nicht nur eine gewisse Abwechslung auf der beschwerlichen schwärzigen durch Wüste und Steppe führenden Karawanenreise, sondern auch ein selten leckeres Nachtmahl, an das wir oft zurückdachten.

„Bonnen Wachs über euch!“ — „Möge er euch Bonnen verleihen!“ riefen wir uns gegenseitig halb im Scherz, als wir uns die fetttriefenden Finger ableckten.







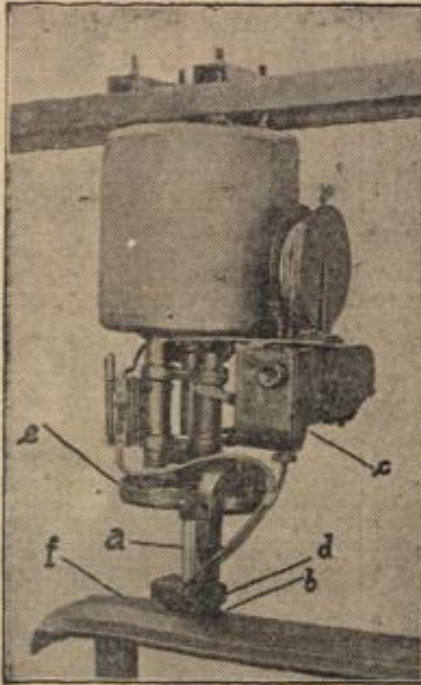
# Das Reich der Technik.

## Moderne Lichtbogensschweißung.

Die elektrische Lichtbogensschweißung, die sich in den letzten Jahren in immer stärkerem Maße auch da eingeführt hat, wo es im eigenen Betriebe galt, abgenutzte, beschädigte oder gar zerbrochene Maschinenteile oder Betriebsgeräte an Ort und Stelle auszubessern und zu reparieren, um länger dauernde Betriebsstilllegungen zu vermeiden, hat jetzt einen neuen Schritt dadurch vorwärts getan, als es gelungen ist, selbsttätige Schweißmaschinen zu entwickeln. Die selbsttätige

Das Werkstück selbst wird durch besondere, hydraulisch oder durch Preßluft betriebene Einspannvorrichtungen beim Schweißen festgehalten. Für Rundnähte sind die Schweißeinrichtungen in ähnlicher Weise ausgebildet worden, nur bewegt sich hier das Werkstück, während der Schweißkopf feststeht.

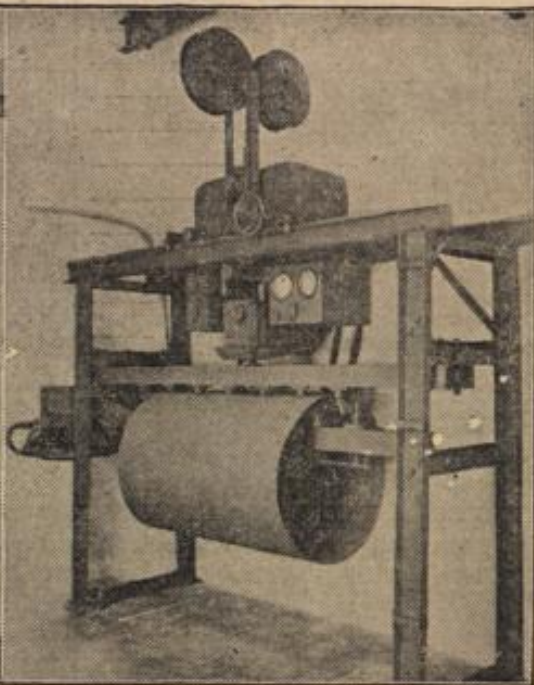
Auch die Einführung des neuen Eisenbahnoberbaues mittels Aufschweißen von Unterlagplatten auf eiserne



Neue selbsttätige Lichtbogenschweißeinrichtungen.

Links: Selbsttätige Schwellen-Schweißeinrichtung a = Stempel zur Aufnahme und zum Festhalten der Unterlagplatten b; auf der Schiene f; c = Schweißkopf drehbar um den Stempel a; d = Düse für Schweißdrahtaustritt geführt an Lehre e.

Rechts: Selbsttätige Lichtbogen-Schweißeinrichtung für gerade Nähte.



Schweißung macht die Betriebe unabhängig von der Geschwindigkeit und der körperlichen Leistungsfähigkeit des Schweißers und bringt zum mindesten eine Kürzung der aufzuwendenden Arbeitszeit durch den Wegfall des Elektroden-Wechsels und der dabei entstehenden Arbeitspausen. Sie wird mit Vorzug und Erfolg dort angewendet, wo lange, in einem Zug zu verarbeitende Nähte vorkommen, oder wo sich durch Reihen- oder Massenherstellung die Benutzung besonderer Einspannvorrichtungen lohnt. Es sind aus diesem Grunde eine Reihe selbsttätiger Schweißeinrichtungen für solche Sonderarbeiten geschaffen worden. So sehen wir auf unserem Bilde eine selbsttätige Schweißmaschine zum Schweißen gerader Nähte bei Rohren, Behältern und dergleichen. Der Schweißkopf wird durch eine Laufkette auf einer Fahrbahn längs der zu schweißenden Naht bewegt. Je nach Materialeigenschaften, Schweißdraht und Stromstärke läßt sich dabei eine Bewegungsgeschwindigkeit des Schweißkopfes beliebig einstellen. Zum selbsttätigen Vorschub des Schweißdrahtes dient ein besonderer Steuerapparat. Anzeigeinstrumente dienen der Überwachung der Schweißstromstärke und Spannung während der Schweißung.

Schwellen ermöglichte die Konstruktion einer besonderen selbsttätigen Schweißeinrichtung zur Massenherstellung. Auf unserem Bilde sehen wir, wie ein Preßstempel die Platte während des Schweißens an die Schiene drückt. Der Schweißkopf führt beim Arbeiten lediglich eine Drehbewegung um den Stempel aus, während die Düse, aus welcher der Schweißdraht austritt, an einer Bahn geführt wird, die der rechteckigen Form der aufzuschweißenden Unterlagplatte entspricht. Da auf jede Schiene zwei Platten aufgeschweißt werden, sind bei dieser neuen selbsttätigen Schwellenschweißeinrichtung zwei Schweißköpfe mit den entsprechenden Führungen und Preßstempeln angeordnet.

Wie unsere Ausführungen beweisen, gibt es wohl für alle Fälle, in denen durch Massenherstellung die Anwendung der selbsttätigen Lichtbogenschweißung gerechtfertigt ist, die Möglichkeit, besondere Schweißeinrichtungen zu konstruieren. Die technischen und wirtschaftlichen Vorteile des Verfahrens liegen so klar auf der Hand, daß es kaum noch lange dauern dürfte, bis sich die selbsttätige Lichtbogenschweißung in zahlreichen Betrieben eingeführt hat.

## Auch die Nahrungsmitteltechnik schreitet fort.

Neues Pökelverfahren. — Schnellgefrieren erhält selbst Erdbeeren monatelang frisch. — Durchsichtige Konservendosen — Zellsprengung im Haushalt. — Die ideale Flaschenkapsel. — 690fach süßer als Zucker. — Ein neues vitaminreiches Bier.

Von Ernst Trebesius.

Der bedeutend höhere Preis für Schinken, Dauerwurst und andere geräucherte Fleischwaren ist bekanntlich nicht nur ein Ausgleich für die mit dem Pökeln und Räuchern verbundene Arbeit und das verhältnismäßig lange Festliegen der in solchen Fleischwaren angelegten Gelder, sondern in erster Linie bedingt durch den beträchtlichen Gewichtsverlust, den die Räucherwaren bei dieser Art der Konservierung erleiden.

Eine recht bedeutsame Abkürzung des Pökelverfahrens läßt sich nun erreichen durch das seit einigen Monaten im Münchner Schlachthof angewendete neue Pökelverfahren. Es liegt zwar ein besonderer Apparat voraus, ist sonst aber sehr einfach anzuwenden. Die genügend abgekühlten Fleischstücke werden locker in einen Vakuumkessel gelegt. Durch die Luftverdrängung werden dem Fleisch Gase und Luftbestandteile entzogen. Die aufgelockerten Gewebeszellen vermögen in diesem Zustand die Lake (Salzlösung) in ganz kurzer Zeit aufzunehmen. Dieses Vorpökeln nimmt nur eine knappe 1/2 Stunde in Anspruch. Zum Nachpökeln werden die Fleischstücke in die üblichen Bottiche in Lake gelegt. Hierin brauchen sie jedoch je nach ihrer Größe nur 3 bis 6 Tage zu liegen, während sie beim bisher gebräuchlichen Verfahren 4 bis 6 Wochen im Pökel verbleiben müssen. Der Gewichtsverlust soll bei diesem neuen Verfahren nur etwa 3 v. H. betragen. Die starke Abkürzung des ganzen Pökelvorganges hat natürlich auch einen schnelleren Umlauf der in den Räucherwaren festgelegten Kapitalien zur Folge. Da ferner die kurze Einwirkung der Lake die löslichen Nährstoffe des Fleisches in bedeutend schwächerem Grade angreift, so soll derartig behandeltes Fleisch aus einem höheren Nährwert haben. Hoffen wir also, daß die allgemeine Anwendung des neuen Verfahrens bald einen recht beachtenswerten Preissturz des mit Recht beliebten Räucherfischens bringen wird.

Wie die Menschen durch Aufmerksamkeit Beobachtung der Naturvorgänge schon öfters recht brauchbare Erfindungen machten, so kam auch der Amerikaner Birdseye lediglich durch die gute Beobachtung eines Naturvorganges zu einem neuen Schnellgefrierverfahren, das für die Nahrungsmittelindustrie eine große Bedeutung erlangen dürfte. Als er in Labrador bei etwa 50 Grad Kälte ein Loch in Eis hatte um Fische zu angeln, wurde auch er wie so mancher andere vor ihm zum Zufallsentdecker. Die gefangenen Fische froren natürlich bei der grimmigen Kälte im Handumdrehen. Als er sie nach und nach verzehrte, bemerkte er, daß sie auch nach einer ganzen Anzahl Tage noch immer wie frisch geschmeckt. Im gleichen Augenblick, da sich ihm Ur-

sache und Wirkung dieses Vorganges erschlossen, lag auch der Grundgedanke seines Schnellgefrierverfahrens klar vor seinem geistigen Auge. Er fand nämlich, daß sich bei geringen Kältegraden und daraus resultierendem langsamem Gefrieren meist große, mehrere Zentimeter lange Eiskristalle bilden. Je größer die Kristalle, umso schneller der Gefriervorgang, und umso kleiner die Kristalle. Große Kristalle werden natürlich die Zellwände eines Körpers viel leichter zerreißen als kleine. Sollen also die durch Kälte konservierten Nahrungsmittel ihre natürliche Beschaffenheit bewahren, dann muß dies durch schnelles Einwirken starker Kältegrade geschehen, damit sich nur ganz kleine Eiskristalle bilden können. Die in Amerika nach diesem Schnellgefrierverfahren konservierten Nahrungsmittel: Fleisch, Fisch, Gemüse und Früchte, sollen noch nach Monaten von frischen Nahrungsmitteln der gleichen Art nicht zu unterscheiden sein. Sogar die empfindlichsten Früchte, wie Himbeeren und Erdbeeren, sollen auf diese Weise lange Zeit frischgehalten werden können.

Der zunehmende Verbrauch an Büchsenkonserven erfordert einen recht beträchtlichen Teil der gesamten Zinnförderung. In Amerika, wo viele Millionen Menschen aus der Konservendose leben, rechnet man etwa ein Drittel der Zinnförderung auf die Herstellung der Weißblechdosen. Da der Preis der Konserven außerdem durch den Preis der Dosen, die nach Verbrauch ihres Inhaltes achtlos weggeworfen werden, eine recht unliebsame Erhöhung erfährt, so lag der Gedanke nahe, anstelle des Weißbleches einen anderen Werkstoff für die Konservendosen zu verwenden. Dieser Versuch ist jetzt in Amerika gemacht worden. Vorerst hat man allerdings nur erst den Mantel aus einem anderen Material hergestellt, während Deckel und Boden weiterhin aus Weißblech bestehen müssen, um dem Ganzen einen Halt zu geben. Als Mantel wird Zelluloseacetat verwendet. Es ist durchsichtig wie Glas, jedoch billiger und unzerbrechlich und wurde von der Kunstseidenindustrie entwickelt. In Deutschland hat man übrigens als billigen Ersatz für Drahtglas ein leichtes Drahtgeflecht mit Zelluloseacetat überzogen, und damit ein ausfallsreiches Material für mancherlei Zwecke geschaffen.

Im vergangenen Oktober wurde in Berlin einem geladenen Kreis von Fachleuten der elektrische Wellenherd eines Ingenieurs vorgeführt, der, falls sich die in ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen, nichts weniger als das Ende der Garküche bedeutet. Denn wenn es möglich ist, ein Mit-

tagessen in vier Minuten zu bereiten, und wenn obendrein noch die Gewissheit besteht, daß alle Vitamine in den zubereiteten Speisen (die bei der Zellsprengung nicht über 80 Grad erwärmt werden, also gar nicht kochen) erhalten bleiben, dann wird sich künftig keine Hausfrau mehr stundenlang vor den Herd stellen, um die Speisen durch Kochen zu bereiten. Der elektrische Wellenherd besteht nach den bisher bekannt gewordenen Angaben aus einer Spule mit darüber befindlichem Abstellblech. Die Zellsprengung der Nahrungsmittel findet nicht durch Erwärmung statt (der Abstellblech wurde bei Versuchen nur mäßig warm und konnte nach Belieben mit einem kalten Abstellblech vertauscht werden), sondern durch die elektrischen Wellen der Spule. Die Zellen der Nahrungsmittel werden durch die Wellen von innen heraus erschlossen. Apfelscheiben wurden in 4 Minuten ausgereicht. Sie waren nicht nur butterweich, sondern hatten auch ihre natürliche Farbe behalten. Ein halbes Pfund Schabefleisch, mit etwas Salzwasser eingerührt, ergab nach 4 Minuten eine vorzügliche Fleischbrühe, die sofort getrunken werden konnte, da es ja im Topfe gar nicht zum Kochen gekommen war. Die verbliebenen Fleischreste waren allerdings ungenießbar, da alle Kraft aus dem Fleisch in die Brühe übergegangen war. Wirsingstohl wurde in 3 Minuten zubereitet. Auch er behielt seine natürliche Farbe. — Wenn der elektrische Wellenherd bisher noch nicht auf den Markt gelangte, so deshalb, weil man der Hausfrau nicht ein Schälblech mit elektrischen Armaturen in die Küche setzen kann. Es sind also noch technische Schwierigkeiten zu überwinden bis ein kleiner handlicher Apparat gefunden ist, der durch Einschalten in das Lichtnetz betrieben werden kann.

Als Normalkapsel für gefüllte Weinflaschen dient heute die Metallkapsel, die zwar sehr schön aussieht, aber doch nur selten so vollkommen schließt, daß das Eindringen von Schmutz in allen Fällen verhindert wird. Ein völlig gasdichtes Abzirkeln wird jedoch bei der selbsttätigen Kapsel aus Zellulose, die von einer deutschen Fabrik hergestellt wird, erreicht. Steckt man sie in feuchtem Zustand über den Flaschenkopf, dann schrumpft sie durch Trocknen innerhalb einer halben Stunde so hart zusammen, daß sie sich völlig gasdicht um Kopf und Hals der Flasche legt.

Der künstliche Süßstoff Saccharin ist etwa 550-fach süßer als Rübenzucker. Aus Waisabfällen haben jetzt zwei amerikanische Chemiker einen Süßstoff von der 690-fachen Süßkraft des Rübenzuckers gefunden. Wenn sich dieser zum gleichen Preis wie Saccharin herstellen läßt, dann würde diesem ein recht ungueltiger Konkurrenz entstehen.

Wenn zum Schluß noch darauf hingewiesen wird, daß der deutsche Chemiker Fritz Luz ein Brauerverfahren erfunden hat, bei dem die Zerkleinerung der Vitamine vermieden wird (das neue vitaminreiche Bier soll auch sehr bekömmlich und schmackhaft sein), so zeigt dieser Überblick, daß Chemiker und Techniker ohne Unterlaß am Werke sind, um Speise und Trank der Menschen dauernd zu verbessern oder wohlfeiler herzustellen.

## Technische Porzellane.

Die deutsche Porzellanindustrie zählt zum Bereiche ihrer Produktion neben Kunst- und Feinporzellanen zugleich auch die Herstellung der vor allen Dingen in der Chemie und in der Technik benötigten „Technischen Porzellane“.

Es ist zunächst die Staatliche Porzellanmanufaktur in Berlin, die diesen Porzellanen durch Mannigfaltigkeit und Qualität eine besondere Wertung zu geben gemocht hat; denn ihre Erzeugnisse entsprechen am zuverlässigsten den beiden Grundbedingungen dieser Art Porzellane, der Feuerfestigkeit und der Säure-Einflusslosigkeit der Scherben. Beide Momente haben die Porzellane zu begehrten Exportartikeln werden lassen, zumal sie in ihrer Vielgestaltigkeit einer fast restlosen Benutzung im Rahmen der sogenannten Industrie- und Laborporzellane zusprechen sind. Die Staatliche Manufaktur Berlin weist annähernd 250 verschiedene Artikelarten dieser Porzellane auf und versendet sie an Laboratorien in die Bearbeitungsgebiete der Elektrotechnik ebenso wie für den pharmazeutischen Bedarf und in alle Betriebe chemischer Präzisionsfertigung.

Vor allen Dingen sind es die in allen erdenklichen Größen hergestellten und immer wieder angeforderten Abdampfthalen und Schmelzriegel, die im Rahmen der technischen Porzellanherstellung in großen Mengen durch die genannte Manufaktur zum Vertrieb kommen. Diese Gefäße sind ausgesprochene Hartporzellane mit besonderer Feuerfestigkeit bis zu 1400 Grad, die als sogenannte „Marquardt-Rasse“ oder als „Magneßia-Porzellan“ diese Feuerfestigkeit bis auf 2000 Grad zu steigern imstande sind.

Als Neuerung führt die Porzellanmanufaktur seit einiger Zeit eine Art besonderer Filterriegel. Sie besitzen einen porösen Boden an Stelle der bisher in anderen Riegeln verwendeten Abstellblechen und eignen sich somit besonders für wissenschaftliche Arbeiten in technischen und ähnlichen Instituten.

Einer ganz besonderen Beachtung erfreut sich aber die Porzellanröhrenfabrikation. Sie ist den Arbeiten der Elektrotechnik besonders willkommen und ihre Erzeugnisse werden für elektrische Heizarbeiten mit Vorzug benutzt. Schon allein das Herstellungsverfahren dieser Röhren bedarf insofern einer besonderen Beachtung, als die Röhren unter einem hydraulischen Druck von 20 Atmosphären fabriziert werden. Die größten dieser Röhren zeigen eine Länge bis zu 2 Metern bei einem Durchmesser bis zu 20 Zentimeter und einem Scherben von 1,5 Zentimeter Dicke. Wo Porzellanröhren als Kapillarröhren in Anwendung kommen, können diese Röhren in fast winzigen Ausmaßen in Bezug auf Länge und Stärke geliefert werden. Zumeist betragen sie ein halb Meter Länge bei 2 Millimeter Durchmesser und 0,5 Millimeter Scherbendicke. Alle Varianten, die zwischen diesen Mäßen liegen, sind greifbar und werden zumeist immer wieder in der Anilin- und Sodafabrikation verwendet. Ihre Feuerfestigkeit beträgt ebenfalls 1400 Grad, und ihre Widerstandsfähigkeit gegen Säureangriffe ist fast unbegrenzt. Somit eignen sich diese Röhren auch zu Fallströmen und zu Kühlströmen in der Heizung der Brauereifabrikation.

Es würde zu weit führen, sämtlichen Stücken dieser Art technischen Porzellane Erwähnung zu tun, aber allgemein hin mag noch einmal gesagt sein, daß die Berliner Technischen Porzellane insgesamt Qualitätsporzellane von bisher kaum übertroffener Leistung sind und somit im In- wie im Ausland besondere Beachtung finden. W. G.



# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 277.

Sonntag, 18. Oktober.

1931.

### Sput auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hinz.

(23. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Im nächsten Augenblick standen die beiden Männer auf dem Gang.

„Dort hinunter ist er gegangen!“

Hastig schlichen sie dahin. An der Biegung machte Hesselkamp halt und winkte seinem Kollegen, stehen zu bleiben. Als er um die Ecke blickte, sah er im schwachen Licht der Nachtlampen, die hinter Mattglascheiben an der Decke brannten, am anderen Ende des Ganges die Gestalt eines Mannes, die sich hastig entfernte.

„Das ist er!“ rief der Detektiv befriedigt vor sich hin. Dann beobachtete er weiter.

Der Unbekannte da vor ihm trug einen weiten, auffällig karierten Reisemantel, unter dem noch ein Stück der weißen Beinkleider eines Schlafanzuges zu sehen war. Jetzt öffnete er eine Tür, die sich seitlich in der Wand befand. Zögernd verschwand er —

„Los!“ machte Hesselkamp, den das Jagdfever gepackt hatte. Von Senius gefolgt, lief er den Gang entlang.

„So! — Hier ist er...“ Erstaunt hielt er mitten im Satz inne und starrte auf das Schild, das auf der Tür befestigt war.

„Unbefugten ist der Eintritt verboten!“ stand dort in roten Buchstaben.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Senius hastig. Der andere zuckte die Achseln. „Es ist ein Weg, der in die Materialräume des Schiffes hinabführt...“

„Donnerwetter!“

„Ich glaube — wir haben das Versteck Walter Kerstens gefunden!“, triumphierte Hesselkamp. „Dort unten hatte er kaum eine Entdeckung zu fürchten...“

„...wenn es Kersten ist, dem wir folgen!“

„Zweifeln Sie daran?“

„Haben Sie Kersten erkannt?“ antwortete der andere mit einer Gegenfrage.

„Das nicht, — aber wer sollte denn sonst nächtlicherweise hier unten im Schiff herumspuken?“

„Das werden wir ja feststellen!“ wehrte Senius erregt ab. „Wollen wir denn nicht weiter?“

Der andere nickte nur. Dann, Zentimeter um Zentimeter, drückte er die Türklinke hinab. Geräuschlos schwang die Tür in ihren Angeln, gab den Zugang zu einer Treppe frei, die recht steil in die Tiefe ging und auf einen notdürftig erleuchteten Gang mündete.

Der Unbekannte war nicht mehr zu sehen.

„Also — weiter!“ Hesselkamp machte sich daran, Schritt für Schritt die Treppe hinabzusteigen. Er mußte dabei besonders vorsichtig sein, denn die eisernen Schwellen konnten das Geräusch seiner Schritte verraten.

Genau so behutsam folgte ihm Senius.

Von Zeit zu Zeit machten sie halt und lauschten. Kein verdächtiges Geräusch war zu hören. Nur das unermüdliche Stampfen der Maschinen klang näher.

Endlich standen sie aufatmend im Gang, der sich an der Seitenwand des Schiffes hinzuziehen schien, denn mit einem Male vernahmten sie dicht an den Eisenplatten neben sich das unheimliche Glucksen und Rauschen des Wassers.

„Wo ist er nun?“ Ganz dicht hatte sich Senius zu dem Ohr des anderen hinabgeneigt.

Ein Achselzucken, dann deutete Hesselkamp in die Dunkelheit des vor ihnen liegenden Ganges hinein. „Dort sind die Materialräume!“

Weiter schlichen sie. Dann eine Biegung, hinter der sich der Gang fortzusetzen schien.

Vorsichtig äugte Hesselkamp um die Ecke, zog hastig den Kopf zurück: „Pst — er ist vor uns! — Wenn Sie selbst sehen wollen...“

Der andere hatte sich schon vorgeschoben. Hinter einem Eisenträger halb verborgen, konnte er den Gang überblicken, ohne selbst gesehen zu werden.

Der Unbekannte stand wie festgewurzelt am Ende des Ganges und starrte durch eine Türöffnung, die sich dort befand. Irgend etwas mußte seine Aufmerksamkeit erregt haben. Dann wandte er sich langsam um und blickte hinter sich.

Senius fuhr zurück. Eine ungeheure Überraschung malte sich in seinen Zügen. Hastig glitt er zu Hesselkamp heran, der ein paar Schritte hinter ihm stand.

„Das ist nicht Kersten!“

„So? — Wer denn?“ kam es leise zurück.

„Hilmar Lundquist!“

Ein erschütterter Ausruf des Staunens. — „Wie kommt der denn hierher?“

„Das möchte ich auch wissen!“ knurrte Senius. „Ich hatte alles andere erwartet! — Das wirst die ganze Theorie über den Haufen, die ich mir gebildet hatte!“

„Hilmar Lundquist? — Aber das ist doch undenkbar!“ Hesselkamp konnte sich noch immer nicht beruhigen.

„Ich habe ihn deutlich erkannt!“ versicherte der andere und schob sich wieder langsam auf seinen Posten vor. Er sah gerade noch, wie der junge Schwede durch die Tür in den dahinter liegenden Raum verschwand.

„So — nun können wir weiter!“

Hastig traten die beiden Männer in den Gang hinaus und schlichen der Tür zu.

„Das da ist ja der kleine Materialspeicher!“ flüsterte Hesselkamp heiser vor Erregung. Dann waren auch sie an der Stelle angelangt, wo noch soeben Hilmar Lundquist gestanden hatte.

Von dort aus konnten sie den ganzen, anschließenden Raum überblicken.

Säcke, Tauen und Drahtseile lagen dort zu unförmigen Haufen gestapelt. In den Ecken standen ein paar große Kisten übereinander. Mitten in diesem Durcheinander bewegte sich der Mann in dem Reisemantel. Als er jetzt unter der Deckenlampe vorbeikam, konnte auch Hesselkamp deutlich sein Gesicht erkennen.

„Tatsächlich, — Hilmar Lundquist!“ sagte er leise und in einem Ton, der nur zu deutlich verriet, daß er bisher noch nicht recht an die Feststellung seines Rollen geglaubt hatte.

Durch einen hastigen Griff seiner Hand ernalte ihn der andere zum Schweigen.

Inzwischen hatte Hilmar vor einem wirren Haufen alter Seile halt gemacht und wühlte in ihnen herum. Jetzt schien er gefunden zu haben, was er suchte. Er richtete sich auf und betrachtete das kleine, in braunes Packpapier eingeschlagene Päckchen, das er in der Linken hielt. Die beiden Detektive konnten ganz genau sehen, wie sich sein Gesicht sonderbar verkrampfte.



Dann schlug er langsam das Papier auseinander. In tausend flammenden Strahlen spiegelte sich das matte Licht der Deckenlampe in den Edelsteinen.

Hessentamp war zurückgeprallt.

„Das — das ist doch — der Schmuck der Fürstin —“  
Senius nickte. „Ruhig Blut, mein Lieber! — Sehen wir weiter.“

Hilmar schien sich von dem Anblick der schimmernden Steine nicht losreißen zu können. In seinen Augen lag ein fremder, furchtbarer Glanz.

Endlich schlug er wieder das Papier zusammen und schob es unter den Seilhaufen zurück. Als er sich wieder erhob, schien jede Farbe aus seinem Gesicht gewichen. Langsam und müde wandte er sich ab, schob sich mit sonderbar unsicheren Bewegungen durch das Gerümpel einer kleinen Eisentür zu, die am anderen Ende des Raumes in die Wand gelassen war. Sie knarrte leise, als er sie öffnete. Ohne sie hinter sich zu schließen, ging er mit schwankenden Schritten aus dem Speicher.

„Wo führt diese Tür hin?“ fragte Senius hastig und erregt.

„Ich weiß nicht! — Wahrscheinlich wird unser Mann auf einem anderen Wege in seine Kabine zurückkehren.“

Dann müssen Sie sofort durch den Gang, den wir gekommen sind, zurück und Hilmar stellen, bevor er die Kabine betritt. Ich hole inzwischen den Schmuck, damit wir ihn seiner Tat überführen können!“

„Sie glauben also doch, daß er es gewesen ist — — trotzdem er ein Linkshänder ist?“ flüsterte Hessentamp mit mühsam verhehltem Triumph in der Stimme.

„Das wird sich ja zeigen! — Gehen Sie jetzt und verlieren Sie keine Zeit! — Ich komme gleich nach, so wie ich den Schmuck habe!“ erwiderte der andere ungeduldig.

Der Detektiv schien noch etwas sagen zu wollen, aber sein Kollege winkte ihm hastig, zu gehen. —

Gleich darauf war Senius allein. Zögernd betrat er den Materialraum. Eine nachdenkliche Falte lag um seinen Mund.

Das alles kam so sonderbar, so ganz unvermutet, daß er sich scheute, dem Anschein zu glauben.

Dann stand er vor dem Seilhaufen. Er hatte aus der Entfernung nicht genau erkennen können, wo der andere das Päckchen verborgen hatte. Wertvolle Augenblicke vergingen mit fieberhaftem Suchen, bis er schließlich aufatmend den kostbaren Fund in Händen hielt.

Eine jähe Vermutung durchkreuzte sein Hirn. Wie wenn es sich hierbei nicht um den geraubten Schmuck der Fürstin handelte, wenn bei diesem sonderbaren Zwischenfall Dinge mitspielten, die er nicht zu übersehen vermochte? — —

Aber seine letzten Zweifel schwanden, als er endlich mit zitternden Händen das Paket auseinander gewickelt hatte.

Er kannte den Schmuck der Manierskas nicht. Man hatte ihm keine Beschreibung gegeben. Jedoch was er jetzt vor sich sah, machte seinen Verdacht zur unumstößlichen Gewißheit. Eine schwere Halskette, in deren goldene Glieder von Brillantensplittern umgebene Rubine eingelassen waren. Den Verschluss bildete das aus Platin geformte Symbol des russischen Doppeladlers.

Nur flüchtig noch musterte er das im gleichen Stil gehaltene Armband, die Ohrgehänge und das Haarband, in dessen Mitte sich eine aus fehlerlosen Brillanten gebildete Fürstkrone befand.

Hastig wickelte er die Wertstücke wieder ein und schob das Paket in die tiefe Tasche seines Mantels, den er als Professor Gregorius faum ablegte.

Dann machte er kehrt und eilte den Weg zurück, den er vor kurzem zusammen mit seinem Kollegen gekommen war. Nun konnte der letzte Akt des Dramas beginnen. — —

Als er die Leiter emporgeklommen und in den Kabinengang getreten war, sah er Hessentamp, der ihm mit allen Zeichen größter Erregung entgegenkam.

„Also — was gibt es denn?“ fragte er unruhig.

„Da soll der Teufel daraus klug werden!“ leuchtete der andere.

„Ist Ihnen Hilmar entwischt?“

„Ach, noch viel toller! — Denken Sie sich, als ich vor der Kabine der Lundquistens Posten gesetzt habe — wer kommt? — Esten Lundquist! Und auch er trug einen Mantel über seinem Pyjama, auch er kam so vorsichtig angeschlichen.“

„Und —?“

„Was denn — und?“

„Und haben Sie nicht auch Hilmar gesehen?“

Hessentamp zuckte die Achseln. „Was soll das? — Es war doch selbstverständlich, daß ich Ihnen erst Bescheid —“

„Aber Mann! — Hilmar muß doch auch irgendwo —“

„Lassen Sie mich mit Hilmar zufrieden!“ mehrte der andere gereizt ab. „Wir werden uns eben getäuscht haben, als wir in unserem Unbekannten aus dem Materialraum den jungen Schweden zu erkennen glaubten! — Es ist eben sein Bruder gewesen, denn wie sollte sonst Esten Lundquist —“

Senius unterbrach ihn mit einer hastigen Handbewegung: „Also, lassen wir das jetzt! Es ist wichtiger, festzustellen, wie die Dinge in der Kabine der Schweden liegen! — Kommen Sie!“

Sie hatten nicht weit zugehen.

„Hier ist es!“, deutete Hessentamp auf eine Tür.

„Wir werden unter diesen Umständen einmal den Lauscher spielen!“ nickte der andere. Dann standen sie auch schon vor der Tür, preßten die Ohren gegen die dünne Holzfüllung.

Es war fast jedes Wort zu verstehen.

Esten sprach gerade, und eine gewisse Gereiztheit lag in seiner Stimme. „Du willst mir also nicht sagen, wo du jetzt herkommst?“

„Nein!“ erwiderte Hilmar scharf und abweisend.

„Hör mal, mein Lieber, du wirst begreifen, daß dieser nächtliche Spaziergang auf mich einen recht sonderbaren Eindruck macht! — Also, bitte, ich erwarte, daß du —“

„Ich bin dir keinerlei Rechenschaft schuldig!“

Eine Pause, nur unterbrochen durch das Geräusch von hastigen Schritten, das durch den Teppich der Kabine gedämpft wurde.

„Gut — wie du willst!“ Jetzt war es wieder Esten, der sprach. „Du hast recht, — gewiß kannst du tun, was dir beliebt. — Lassen wir also das Thema! — Nun stelle noch die Schuhe hinaus und dann wollen wir schlafen gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Herbstwald.

Herbstwald — im strahlenden Sonnenglanze  
Leuchtet dein Bild, das farbenreiche,  
Schöner fast als im Blütenkranze  
Des Frühlings — gewebt um dein Gezweige.

Goldrote Blätter sprühen Funten —  
Erzitternd in letzten Sonnengluten —  
Als wollten darin sie wonnetrunken  
Ihr ganzes inneres Sein verbluten . . .

Herbstwald — mir tönt deiner Bäume Rauschen  
Wie Orgelklang in heiligen Hallen —  
In Andacht versunken muß ich lauschen,  
Wenn ihre Blätter herniederfallen . . .

Noch einmal in wonnevolem Schauer  
Trinke ich deinen Duft — den herben —  
Und sehe dich dann mit stiller Trauer  
In deiner größten Schönheit sterben . . .

Golden liegt dein Laub auf dem Staube,  
Der uns mahnt an Tod und Vergehen —  
Golden und leuchtend — wie tröstender Glaube  
Von Wiedersehn — und von Auferstehen! —

Anna Holz.



# Der Frankfurter, der der Tote sein sollte und doch lebte!

Von Dr. jur. Curt Elwenspoel.

Gesund und munter —  
Sarg vorläufig überflüssig  
Grüß Vater!

Mit Genehmigung des Verlags Dieck u. Ko., Stuttgart, bringen wir aus dem neuen Buch „Mord und Totschlag. Die Polizei greift ein!“ von Dr. jur. Curt Elwenspoel. Mit einem Vorwort von Polizeipräsident Kläiber, aus dem Kapitel „Der Tote macht Maste“ einen Abschnitt. Der Verfasser fußt ausschließlich auf amtlichem Tatsachenmaterial, das in weitestgehender Weise von den Polizeibehörden zur Verfügung gestellt wurde. Er weiß zu erzählen und tut das mit Feuer und Delikatesse. Licht und Schatten huschen in schnellem Wechsel über diese Bühne menschlichen Verfassens.

Frau Pauline A., die in einer süddeutschen Großstadt eine abgelegene öffentliche Bedürfnisanstalt betreut, findet eines Morgens bei Antritt ihres Dienstes die Tür des kleinen Appartements, in dem sie jetzt aus dem Gastlocher ihren Frühstückstasse bereiten will, von innen verriegelt. Schimpfend alarmierte sie einen Schutzmann, mit dessen Hilfe einen Schlosser, und als die Tür geöffnet ist, prallen alle drei von dem erstarrten Gasgeruch zurück. Am Boden liegt ein alter Mann in düstiger Kleidung — tot. Das Ende des Gaschlauchs, der vom Kocher gelöst ist, hält er in der Hand. Ein neben ihm liegender Dietrich zeigt, wie der Mann hier eingedrungen ist. Seine Taschen sind leer, er steht elend und verkommen aus. Ein Selbstmörder offenbar, der in die Retirade eingebrochen ist, um hier den Tod zu suchen. — Aber wer ist dieser Tote?

Rundfunk und Zeitung berichten von dem eigenartigen Selbstmörder und fordern die etwaigen Angehörigen oder Freunde auf, sich zu melden — nichts erfolgt. Es vergehen zwei, drei Tage. Nichts. Hat er vielleicht einen schiefen Scheitel, dicht über dem linken Ohr, getragen und die Haare fest anliegend quer über die Stirn gekämmt? So dünkt es den beiden Kriminalinspektoren nach einigen Versuchen am einleuchtendsten — und dabei bleibt es.

Ein weiterer Tag vergeht. Dann ruft ein durchreisender Autohändler bei der Kriminalpolizei an: er kenne den Toten. Es sei der Gärtnereibesitzer K. aus Frankfurt. Ein Sohn des Verstorbenen arbeite hier am Ort in einer Gärtnerei und sei von ihm bereits verständigt worden. Der Vorstand des Erkennungsdienstes, in dessen Ressort die Rekognoskierung unbekannter Leichen fällt, ist ein alter Praktikus; vierundzwanzig Jahre Kriminaldienst machen skeptisch gegen Publikumsaussagen, die oft genug auf Wichtigkeit, Sensationslüsternheit oder Leichtsinns beruhen. Er ruft also erst einmal bei der Gärtnerei an, in der dieser junge K. angeblich arbeiten soll. Aber es stimmt. Jawohl, heißt es, der junge K. sei hier in Stellung und schon unterwegs nach dem Schauhaus. Der Beamte nimmt ein Auto und findet den jungen Menschen, einen sonnenverbrannten, blauäugigen Burschen mit blondem Haarschopf, noch bei der Leiche — gänzlich zusammengebrochen. — Er läßt dem armen Kerl ein Weilchen Zeit, sich zu beruhigen und führt ihn dann in ein Nebenzimmer.

„Das ist natürlich eine schreckliche Geschichte, Herr K.“, beginnt er hier seine Vernehmung, „aber Sie sind doch ein Mann, nicht wahr?“ — Der Junge, er mag zweiundzwanzig Jahre alt sein, schnupft und schluckt, versucht die Tränen zu trocknen und nicht.

„Nun sehen Sie! — Also Sie sind sicher, daß der Tote dort nebenan Ihr Vater ist?“

„Aber ja doch! Ich werd mein Vadder doch kenne!“

„Nun ja, aber der Tod verändert und entstellt doch oft. Sie könnten doch durch eine Ähnlichkeit getäuscht werden.“

„Nein — ausgeglosse! Das sinn mein Vadder sei Lage, sei Haar, sei Frisur — das is halt mein Vadder!“ Er redet vor Aufregung das unverfälschte Frankfurterisch; die Linke zerrt ununterbrochen an dem engen Stehfragen, den er nicht gewöhnt ist.

„Sinn!“ Der Polizeirat überlegt. Er kneift die hellgrauen Augen, die durch die zahllosen Verhöre eines Vierteljahrhundert etwas Hartes und Bohrendes bekommen haben, ein wenig zusammen und sieht an dem jungen Mann vorbei. Die Frisur! denkt er. Die ist ja nun allerdings freie Erfindung, sozusagen, unserer Beamten! Aber vielleicht haben die bei der Toilette des Toten gerade das Richtige getroffen. Immerhin.

„Hat Ihr Vater denn gar kein besonderes Kennzeichen, das jeden Irrtum ausschließen würde?“

Der junge Mann nickt eifrig. „Ja, freilich! Die Warz,

wo mein Vadder überm rechte Aug. — oder nei, überm linke? Also so ei Warz hat mein Vadder überm Aug — Sie habbe's ja selber gesehe — da drauße.“

„Ja, gewiß. Soso. Nun, dann werden Sie ja recht haben.“

„Aber, wenn Sie ein Bild von ihm da hätten...“

„Bild? Nur so eine Aufnahme, die ich selbst gemacht hab, bei der Verlobung meiner Schwester. Aber die hab ich net bei mir.“

„Vielleicht können Sie sie mir gelegentlich zeigen, morgen vielleicht? Also schön. — Und können Sie mir sagen, was Ihr Vater hier gemacht hat?“

„Ich hab lei Ahnung. Er is früher nie hier gewese. Und warum, daß er sich umbracht hat — das, das —“ Die Tränen beginnen wieder zu fließen, daß den armen Kerl förmlich der Bod stößt. — „Das kann ich mir net erkläre!“

„Aber Ihre Aussage, daß der Tote Ihr Vater ist, halten Sie trotzdem aufrecht?“

„Aber ich werd doch mein Vadder kenne! Ich kenn doch mein Vadder! Meine Sie denn, um en fremde Mensche tät ich so heuse?“

Dies Argument ist überzeugend. Der Beamte nickt und beginnt das Protokoll auszufüllen — Name, Alter, Stand, Religion — usw.

Diese sachlichen Fragen und Antworten beruhigen den jungen K. sichtlich. Er ertundigt sich nach dem ersten Bestattungsinstitut am Ort und bestellt — noch vom Schauhaus aus — telephonisch den teuersten Eichenjarg, denn der Gärtnereibesitzer K. ist ein wohlhabender Mann, der Anspruch auf ein Begräbnis erster Klasse hat. Der Polizeirat hat auch gegen eine vorläufige Ausbahrung nichts einzuwenden, da die Freigabe der Leiche ja nur eine Formsache ist. Er läßt sogar das Telegramm an die Familie zur Post bringen, das der Sohn unter Tränen, Schluden und vielen Streichungen endlich zustande gebracht hat: „Vater hier tot aufgefunden — Sarg bestellt — Überführung eingeleitet — sofort kommen.“

Er tut das sogar von Herzen gern, denn die Kriminalpolizei ist sehr erleichtert, daß der dunkle Fund verhältnismäßig rasch aufgeklärt ist. Das um so mehr, als in der datenloskopischen Kartei des Erkennungsdienstes das richtige Fingerabdruckblatt nicht zu finden ist. Das richtige? Das, welches mit den Fingerabdrücken der Leiche übereinstimmt. Die Kartei enthält zwar naturgemäß nur die Fingerabdrücke von Personen, mit denen sich die örtliche Kriminalpolizei befaßt hat, aber man kann nicht wissen.

Inzwischen ist der Tote feistlich aufgebahrt, mit Blumen und Kränzen würdig hergerichtet worden, und der Sohn K. sucht im Fahrplan die Züge, mit denen seine Verwandten eintreffen können. Aber statt deren trifft ein Telegramm aus Frankfurt ein: „Gesund und munter — Sarg vorläufig überflüssig — Grüß Vater.“

Jetzt ist der betrübte Sohn erleichtert, Polizei und Fingerabdruckabteilung aber um so niedergeschlagener! Zwar will der Chef des Erkennungsdienstes zunächst an eine Mystifikation glauben, und richtet daher eine telegraphische Anfrage an die Frankfurter Polizei. Seine schlechte Laune richtet sich zunächst gegen den Sohn, der nochmals angesichts der Leiche vernommen wird.

Der Polizeirat ist wütend. Jetzt geht die ganze Schweinerei noch einmal von vorne los, und er muß seine Meldungen an den Präsidenten und an die Staatsanwaltschaft widerrufen! Der Bengel hat ihn zum Narren gehalten. Und wenn er ihn, mit seinem Telegramm in der Hand, auch noch so treuherzig angestrahlt hat — er hat einen alten Kriminalisten hinter's Licht geführt. Das ist unverzeihlich. „Wie kommen Sie dazu, mir lauter Quatsch zu erzählen!“ fährt er den jungen K. an. „Glauben Sie, wir haben unsere Zeit gestohlen?“

Der Junge starrt ihn ganz entgeistert an.

„Ist das nun Ihr Vater oder nicht?“ Er deutet ungeduldig auf die Leiche in dem prunkvollen Eichenjarg.

„Aber — aber ich hab Ihne doch das Telegramm gezeigt —“ stottert der junge K.

„Wer sagt Ihnen, daß dieses Telegramm echt ist? Daß es nicht ein schlechter Wit, eine Mystifikation ist? Wer sagt mir, daß Sie mich nicht einfach zum Narren gemacht haben? — Ich will jetzt, zum Donnerwetter, von Ihnen wissen, ob der Tote da Ihr Vater ist oder nicht! Schauen Sie sich die Leiche an!“

Der junge Mann betrachtet schen den Aufgebahrten und wird sichtlich unsicher. Er schluckt ein paarmal, und die großen, blauen Augen werden wieder feucht. Schließlich stößt er hervor: „Ja — ich weiß a net...“



„Haben Sie die Photographie bei sich, von der Sie sprachen?“

„Nein — aber den Film; ich wollt' mir ne Vergrößerung bestelle.“

„Zeigen Sie her!“

Ein Wachtmeister bringt dem Polizeirat ein Telegramm. Er überfliegt es und reicht es dem jungen Menschen.

„Lesen Sie.“

„Gärtnermeister R. gesund in seiner Wohnung angetroffen. Polizeipräsidium. — — Dann ist der Tote da doch net mein Vadder!“

Der Polizeirat unterdrückt mühsam ein Lächeln. „Und gestern sagten Sie mir ein dutzendmal: Ich kenn' doch meinen Vater. — Ich werd' doch meinen Vater kennen! — Aber es ist wirklich nicht Ihr Vater. Schauen Sie her!“ Er hält den Film gegen das Licht. „Auf dem Bilde hier, das ja wirklich große Ähnlichkeit mit dem Toten hat, steht man ganz deutlich die Warge über dem rechten Auge Ihres Vaters. Der Tote da aber . . .“

„Wahrhaftig! Der hat sie über dem linken! Es ist also doch net mein Vadder!“

„Das scheint mir jetzt auch erwiesen zu sein. Das nächste mal . . .“ Aber da kommt dem Polizeirat das Groteske der geplanten Mahnung zum Bewußtsein, er bricht ab und winkt dem jungen Mann, zu gehen. Aber der zögert.

„Was wird nun aber mit dene Blumen und mit dem Sarg und all dem?“ fragt er unsicher und zeigt auf die pompöse Aufbahrung.

Der Polizeirat zuckt die Achseln. „Ja — das würde ich an Ihrer Stelle nun rückgängig machen!“

Und die ungerechtfertigte Blumenpracht wird — mit einer Art Empörung gegen den Toten — schleunigst entfernt; der muß den schönen Eichenlargo wieder mit der trüben Britische des Schauhauses vertauschen.

Nach vier Tagen ist durch die Fingerabdrücke festgestellt, daß der Tote der tschechische Gewohnheitseinschneider Stephan Bloch ist, der vor vierzehn Tagen nach mehrjähriger Strafzeit aus dem Zuchthaus L. entlassen wurde. Jetzt lassen sich die Spuren des Mannes in großen Zügen auch bis zur Nacht seines Todes verfolgen. — Die polizeilichen Photographien Blochs zeigen auch, daß der Tote niemals jenen Scheitel trug, den man ihm andichtete und der den Irrtum des jungen R. verursachte, sondern weit aus der Stirn zurückgestämmte Haare.

Familie R. aus Frankfurt aber führte einen langwierigen Prozeß mit dem Bestattungsinstitut, das die Rücknahme des „gebrauchten“ Eichenlargs ablehnte.

## Ein Berühmter.

Von Julius Kreis.

### Die Gäste:

Hier sitzt er mit seiner Frau. Der Direktor des Lokals hat eigenhändig ein Tischchen für ihn angeschleppt, den Zigarrenmann weggeschickt und an Fenster und Vorhang geprüft, ob es nicht zieht. Er redet den berühmten Gast mit allen Titeln an, die gut und teuer sind.

Durch den Raum geht eine Woge von Aufmerksamkeit, Ehrfurcht und Neugier. Die Nächstsitzenben richten wie gebannte Kaninchen ihren Blick auf die Berühmtheit und lassen erst ab, als ihnen der Kellner die Suppe auf den Tisch stellt. Dies ist nun doch wichtiger. — Alle flüstern alle etwas zu. Jeder weiß was von ihm, was der berühmte Gast über sich nicht weiß. Wer nichts von ihm weiß, tut, als ob er etwas wüßte.

Die Frauen prüfen seine Frau. Sie finden ihren Pelz für so eine berühmte Gattin bescheiden und sind dadurch etwas versöhnt. Manche halten sie für ganz hübsch, aber nicht für ihren Typ. Alle stellen bei sich fest, sie würden als berühmte Gattin eine bessere Figur machen.

### Der Berühmte selbst?

Na ja, ganz interessant, aber eigentlich hat man ihn sich doch anders vorgestellt. Sie vergleichen ihn bei sich mit ihrem Otto, Eduard, Ferdinand und glauben, daß ihr Otto, Eduard, Ferdinand als berühmter Mann eine bessere Figur machen würde.

### Die Frau des berühmten Mannes:

Ihr Antlitz zeigt beherrschten Stolz. Das mit dem Aufsehenerregen sind wir gewohnt. Wir legen kein Gewicht darauf. Sie macht ihrem Gatten leise Vorstellungen, daß er schlecht rasiert ist und nicht zu viel Mayonnaise nehmen soll. Ihre Augen sagen zu den anderen manchmal teilnehmend: Ihr Unberühmten.

Einen schnellen Blick schickt sie bisweilen von der Seite her auf ihren berühmten Mann. — Aus einem alten Kindermärchen fällt ihr ein Wort ein: Ach wie gut, daß niemand weiß . . .

### Die Verehrerin:

Sie läßt nun wirklich ihr Essen kalt werden. Was der berühmte Mann wohl jetzt zu seiner Frau sagt? Einen Tag nur an seiner Seite! Ein Paradies, ein Rausch müßte das sein, Gleichklang der Sphären, Lauschen an der Ewigkeit ein Traum!

(Der berühmte Mann fragt seine Frau, ob sie das Fläschchen mit Katron dabei hat. Er hätte doch nicht so viel von der Mayonnaise essen sollen.)

### Der Kellner:

Er hat erfahren, daß dieser Gast berühmt ist. Sehr wohl! Er weiß nichts davon, aber er glaubt es.

Komisch. Er hätte ihn, weiß Gott, für nichts Besonderes gehalten. Er ist zu dem berühmten Gast so höflich, dienlich, bescheiden und aufmerksam wie zu jedem unberühmten. Nicht mehr und nicht weniger. Er hat ein sicheres Gefühl für menschliche Werte. Der gibt nicht mehr als 10 Prozent. — Schmelting hätte er einmal gern gesehen oder doch wenigstens Emil Jannings.

Brennend wird der Kellner von der Verehrerin beneidet.

### Herr mit Bleistift:

Also sagen Sie mal, er verdient damit monatlich, sagen wir, rund sechstausend. Gut. Macht pro Anno zweiundsechzig, das wäre also ungefähr das Einkommen eines Generaldirektors bei der Dewagewon. Speßen — na, die sind ja nun eigentlich Null, sagen wir, er bezahlt einen Sekretär wenn schon. — Aber der Generaldirektor von der Dewagewon hat ganz andere Repräsentationspflichten, übrigens, ich begreife ja nicht, daß er das Einkommen haben soll, von mir jedenfalls hat er noch keine Mark bezogen, wissen Sie, ich habe für so Sachen nun gar nichts übrig. Sagen wir mal die Hälfte — ist auch noch ganz schön.

### Die Garderobefrau:

Sie hat es auch geflüstert bekommen. Sie hat daraufhin den Mantel einer genaueren Besichtigung unterzogen und festgestellt, daß das Tuch nicht gerade erste Qualität ist. S. einen Mantel beispielsweise leistet sich ihr Sohn Karl auch. Und noch dazu ist der Aufhänger loder. Der hält keine zwei Tage mehr. So weit scheint mit der Berühmtheit nicht zu sein.

### Der Berühmte:

Er ist nun unbesorgt, denn das Katron hat sich gesunden. Er schaut diskret in einem kleinen Handspiegel seine Zunge an. Sie ist ganz frei von Belag. Überhaupt: Er findet, daß er doch manchmal verdammt jung aussieht. Soll ihm mal ein Dreißiger seinen Haarwuchs nachmachen. Raum ein Graues darunter. — Marlante Züge!

Der Bildhauer hat das doch nicht so herausgebracht.

Er grüßt verbindlich einen ehrfurchtsvollen Grüßer. Es ist selbstverständlich, daß er nicht weiß, wer es ist. Ach, wäre das schön, so in der Einsamkeit und Stille draußen irgendwo im Bergwald zu leben, niemand zu kennen, von niemand gekannt sein.

Eine kleine Gruppe hat sich am Nachbartisch niedergelassen. Sie nehmen keine Notiz vom berühmten Mann. Sie kennen ihn nicht. Der berühmte Mann betrachtet diese Leute einen Augenblick ernst und streng. Sie wissen nicht, wessen Auge auf ihnen ruht. Irgendwie sind sie dem berühmten Mann unsympathisch.

## Sprüche.

Von Karl Fritz Kumer.

Immer mühe dich, Gutes zu tun,  
Immer die Wahrheit zu suchen!  
Rastlose Arbeit und rechtzeitig Ruh'n  
Baut dir zum Glücke die Stufen.

\*

Aber den Nächsten Schlechtes verbreiten  
Ist leichtes Spiel.  
Doch ihm voll Güte die Wege bereiten,  
Das gilt viel!

\*

Hab' ein Herz zu jeder Stunde,  
Spende Rat und tröstlich Wort,  
Heile auch des Feindes Wunde,  
Und das Glück, es trägt dich fort!